

Sumatra

Erschienen in:

Nationalpark-Jahrbuch Unteres Odertal 2021 (18), 186-191

Die große sagenhafte Sundainsel Sumatra, bis vor wenigen Jahrzehnten noch weitgehend mit tropischem Regenwald bedeckt, ist in den letzten Jahren größtenteils entwaldet worden. Neben der eigenen Bevölkerungsexplosion wurden auch aus dem völlig überbevölkerten, benachbarten Java viele neue Siedler, teilweise zwangsweise, dort angesiedelt. Die ursprünglichen Bewohner, vom Elefanten (*Loxodonta africana*), über das Sumatra-Nashorn (*Dicerorhinus sumatrensis*) bis zum Schabrackentapir (*Acrocodia indica*), aber auch Tiger (*Panthera tigris*), Leoparden (*Panthera pardus*) und ihre Beute, die Bantengs (*Bos javanicus*) und nicht zuletzt die Orang Utans (*Pongo abelii*) wurden weitgehend ausgerottet. Vor allem das östlich gelegene Tiefland wurde gerodet und mit Ölplantagen bepflanzt. Aber auch die westlich gelegenen Bergketten sind bis auf wenige Nationalparke größtenteils entwaldet, selbst diese Schutzgebiete sind vor illegalem Holzeinschlag und Wilderei nicht geschützt. Anders als in Indien, wo die häufig in der Nachfolge der britischen Kolonialherren gut gepflegten Nationalparke von einer breiten Bevölkerung akzeptiert und geschätzt werden, sind die indonesischen Nationalparke schlecht geschützt, kaum bewacht und weitgehend ohne touristische Infrastruktur. Zu sehen gibt es wenig, nicht nur wegen der dichten Vegetation, sondern auch, weil spektakuläres Großwild stark gewildert und dementsprechend ausgedünnt und scheu ist.

Für Touristen attraktiv ist auf Sumatra traditionell die Gegend um den Tobasee mit der interessanten, weitgehend christianisierten Batak-Kultur, aber auch Westsumatra mit der zwar islamisierten, aber dennoch im Kern matriarchalischen Minangkabau-Kultur um das hübsche Touristenstädtchen Bukittinggi. In der Nähe blüht auch die *Rafflesia arnoldii*, mit einem Meter Durchmesser und zehn Kilogramm Gewicht eine der größten Blüten der Welt. Genaugenommen ist es ein Parasit, der innerhalb der Wirtspflanze nur eine Blüte hervorbringt. Theoretisch kann man sie das ganze Jahr über im Dschungel finden, ist aber gut beraten, sich bei den Einheimischen zu erkundigen, wo gerade eine Pflanze aufblüht.

Der vielleicht spannendste Nationalpark Sumatras ist der ganz im Norden in der Unruheprovinz Aceh gelegene Gunung-Leuser-Nationalpark, im Jahre 1980 auf 9.000 km² großer Gebirgsfläche gegründet, rund um den gleichnamigen 3.381 Meter hohen Vulkan. Die Berge hüllen sich aber fast immer in Wolken und Nebel, und Großwild sieht man, wie oben ausgeführt, auch nicht. Dennoch lohnt sich die Expedition. Sie beginnt in Bukit Lawang, einem verschlafenen Nest, mit nicht einem einzigen Menschen, der auch nur wenig Englisch versteht. Wir brauchten also einen halben Tag, um in der müden Nationalparkverwaltung ein kleines Expeditionskorps zusammenzustellen, vier tüchtige Führer und Träger, wie sich bald herausstellte. Eigentlich hatten wir aber für uns selbst zu sorgen, mussten also für die geplanten fünf Tage nicht nur unsere gesamte Ausrüstung, sondern auch Lebensmittel mitnehmen, nur Wasser gab es reichlich. Eine touristische Infrastruktur gibt es in dem Nationalpark nicht. Dementsprechend kamen wir auch nur langsam und mühsam voran. Zunächst ging

es noch durch extensiv genutztes, landwirtschaftliches Gebiet, auf schmalen Pfaden. Papayas, Bananen und auch Mangos gab es zu ernten. Dann, im Nationalpark angekommen, mussten wir stundenlang über gigantische Urwaldriesen klettern, die illegal dort gefällt worden waren, aber nicht mehr legal geräumt werden durften, vielleicht als abschreckendes Beispiel und nun dort verrotten, viele hundert Festmeter bestes Tropenholz. Der Anblick eines solchen, viele Jahrhunderte alten, mit der Motorsäge vernichteten Tropenwaldes ist ein schauriger, deprimierender, dort einen Weg hindurch zu finden, ein anstrengendes Unterfangen. Am besten balanciert man auf den Baumstämmen, die aber selten in der gewünschten Wegrichtung liegen.

Nachdem wir auch dieses grauenvolle Schlachtfeld überwunden hatten, führte unser weiterer Weg an einen reißenden, wildschäumenden Gebirgsfluss, den unsere Führer irgendwie Mamma River nannten, immerhin eine Bezeichnung, die wir uns lautmalerisch merken konnten. Die nächsten Tage hatten wir nun Tag und Nacht das brausende Getöse dieses reißenden Gebirgsflusses im Ohr. Der Pfad, den wir, den Fluss zur Quelle aufsteigend, nutzen wollten, so es denn einen gab, verlief aber mal rechts und mal links des Flusses, den wir also immer überqueren mussten. Durch den reißenden Fluss selbst war das nur gelegentlich an breiteren Stellen über Furten möglich, die Einheimischen balancierten lieber über quer über den Fluss gestürzte Baumriesen, aber dafür hätte man schwindelfrei, trittsicher und völlig furchtlos sein müssen. Kurz, auch für die ständigen Flussquerungen brauchten wir viel Zeit.

Wir waren froh, wenn wenigstens einmal am Tag die Sonne schien, so dass wir unsere ständig nassen Kleider, Zelte und Schlafsäcke wenigstens einmal am Tag trocknen konnten. Ansonsten regnete es unaufhörlich. Im Ergebnis machten wir jeden Tag nur wenige Kilometer und die Chance, wie geplant, zu einer Salzlecke für Sumatra-Nashörner in der zur Verfügung stehenden Zeit zu kommen, war eher gering. Aber das Leben und Wandern im hier unberührten, primären Urwald war ein Erlebnis schlecht hin, auch ohne Tierbeobachtungen lohnend. Letztendlich ist so ein tropischer Regenwald am Boden aber lebensfeindlich, Blüten und Früchte, auch Schmetterlinge und Vögel gibt es vorzugsweise in den hohen Baumkronen. Der touristische Wanderer erfreut sich an gelegentlich zu beobachtenden Schlangen oder Spinnen, auch der einen oder anderen Blüte, aber zu Essen findet sich nichts.



Abb. 1: Die Rafflesia-Pflanze besteht im Wesentlichen aus einer parasitären Blüte, die mit tollen Farben und üblen Gerüchen Insekten anlockt, hier betrachtet von Elisabeth Vössing. (Foto: A. Vössing)

Ähnlich gebirgig und unzugänglich ist der weiter südlich gelegene Kerinci-Seblat Nationalpark, ebenfalls um einen

gleichnamigen Vulkan angeordnet. Ganz Sumatra ist wie auch Java und Bali vulkanischen Ursprungs. Immer wieder gibt es gewaltige Eruptionen. In Ruhephasen aber kann man die Vulkane auch gut besteigen. Auf Sumatra haben wir den rund 3.000 Meter hohen Merapi vom Kraterrand aus in den Schlund geschaut.

Im Süden der Insel gibt es am Übergang zur Insel Java zwei sehr artenreiche Tiefland-Nationalparke. Auch hier ist die touristische Infrastruktur minimalistisch, der Wald dicht und die Tiere selten und scheu. In einer einsam abgeschotteten Zuchtstation des Way Kambas Nationalparks versuchen Fachleute verzweifelt, die letzten Sumatra-Nashörner (*Dicerorhinus sumatrensis*) zu halten und zu vermehren. Nur wenige angemeldete Wissenschaftler haben dort Zutritt. Die Geburt jedes Kälbchens ist ein Erfolg. Wir hatten das Glück, hier mehrere Stunden zu Gast sein zu dürfen und uns über die Geburt eines Nashornbabys freuen zu können. Nach Schätzung des Nashornexperten Markus Hofmeyr, Direktor des Rhino-Recovery-Fund, gibt es auf der Welt weit weniger als noch 50 Exemplare mit getrennten Populationen in Sumatra und Borneo, die meisten davon sind wahrscheinlich schon unfruchtbar, vermutet Thomas Hildebrandt vom Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung (IZW) in Berlin. Eine Population auf der Malaiischen Halbinsel gilt mittlerweile als ausgestorben. »Das Risiko ist groß, dass die Sumatra-Nashörner in den nächsten Jahren aussterben.«, sagt Hofmeyr, obwohl selbst bei dieser sehr kleinen Population die genetische Vielfalt noch sehr hoch ist. Während wir unten die Sumatra-Nashörner beobachteten, schwangen sich oben die Siamangs (*Symphalangus syndactylus*) laut vokalisierend von Ast zu Ast.

Auch der ganz im Süden gelegene Bukit Barisan Selatan Nationalpark gilt nach Untersuchungen des WWF als eines der artenreichsten Schutzgebiete, ist aber ohne jede touristische Infrastruktur. Wir hatten mit Hilfe des WWF trotz Ramadan einen sehr kompetenten, christlichen Führer gefunden. Aber abgesehen von Spuren des begehrten Großwildes konnte er uns auch nichts zeigen. Vor laut trompetenden Waldelefanten zog er sich ängstlich zurück, so dass wir auch die nicht zu Gesicht bekamen. Immerhin ließ er uns in einer aufgestellten Wildhüterhütte übernachten.

Ganz Sumatra war ein einziges Feuchtgebiet, vor allem die westlich vorgelagerten Mentawai-Inseln, die im Jahre 2018 ein Opfer des hier besonders wuchtig aufschlagenden Tsunamis geworden sind.

*Abb. 2: Das Sumatra-Nashorn (*Dicerorhinus sumatrensis*) gehört zu den seltensten Säugetieren der Welt. (Foto: A. Vössing)*



Von Padang aus fährt die gemütliche Nachtfähre zur Insel Siberut. Im Bauch des Schiffes gibt es nur einen Schlafsaal, vollgestopft mit Doppelstockbetten. Wir hatten uns schon in Bukittinggi einen geeigneten Führer und Dolmetscher besorgt, um auf Siberut eine Woche bei einer einheimischen Jäger- und Sammlerfamilie leben zu können. Im Hafen in Siberut stiegen wir, nach einem Bad am Palmenstrand, in einen motorisierten Einbaum, der uns soweit als möglich in das Innere der Insel transportierte. Dort nimmt der Siberut-Nationalpark rund die Hälfte der Insel ein, ist knapp 2.000 km² groß und auch als Biosphärenreservat ausgewiesen, wegen der vielen endemischen Pflanzen und Tiere und der hier noch lebenden, recht ursprünglichen Stämme.



Abb. 3: Die Kinder genießen eine wenig gegängelte Jugend in großer Freiheit. Ihr Unterricht besteht im Wesentlichen in der Nachahmung der Verhaltensweisen der Erwachsenen. (Foto: A. Vössing)

Danach ging es durch Sumpf und Matsch, manchmal balancierend auf ausgelegten Baumstämmen, in Gummistiefeln weiter, bis wir zu einem einsamen, grasgedeckten Stelzenhaus kamen. Unter dem Haus, durch die Spalten der Fußbodenbretter gut zu hören, zu sehen und vor allem zu riechen, lebten ein paar Schweine, auch Geflügel. In das Haus selbst kam man nur über eine Art Hühnerleiter. Unsere sechsköpfige Reisegruppe wohnte im Gemeinschaftsraum, die Familie hatte dahinter noch ihre eigenen Räumlichkeiten. Fenster und Scheiben gab es nicht, dafür eine umlaufende Veranda und als einzige Möbel am Rande hübsch gepolsterte Holzbänke. Das ganze Haus stand im tiefsten Morast, der sich in der Regenzeit in einen einzigen See verwandeln sollte. Die Temperaturen waren tagsüber wie nachts ähnlich warm, die Luftfeuchtigkeit hoch, in der Regenzeit darf man sich das alles noch feuchter, heißer und schwüler vorstellen. Wir waren im europäischen Sommer dort, da war es ganz angenehm.

Ein Programm für die Touristen oder Gäste, wie man es nennen will, gibt es nicht. Als Mahlzeiten bekommt man dreimal am Tag den von uns mitgebrachten Reis und Gemüse serviert. Die Nahrung der einheimischen Halbnomaden darf man natürlich verkosten, sie entspricht aber in keiner Weise europäischen Geschmacksgewohnheiten. Gegessen werden die Früchte des Urwaldes, von denen immer irgendwelche reif sind, die fruchttragenden Bäume werden von den Halbnomaden in der Umgebung ihrer Behausungen gezielt vermehrt. Aber die erfahrenen Jäger finden im morschen Holz auch fette Maden oder fangen im Flüsschen kleine Fische, die sie im Bambusrohr über dem Feuer garen. Im Grunde genommen wird alles gegessen, was irgendwie eiweißhaltig ist. Tierisches Eiweiß ist Mangelware.

Streit und Stress ist dieser Gesellschaft fremd. Eine erkennbare Erziehung der Kinder findet nicht statt, schon gar keine zwangsweise oder gar gewalttätige. Die Kinder leben in diesem Garten Eden wie sie wollen, schließen sich, sei es aus Langeweile, sei es aus Interesse, den Erwachsenen an, folgen ihnen und ahmen sie nach, ganz natürlich und organisch.



Abb. 4: Die Halbnomaden auf der Insel Siberut im gleichnamigen Nationalpark haben sich mit ihren an den sumpfigen Urwald angepassten Leben in Jahrtausenden kaum verändert. Pfeil und Bogen sowie der gefüllte Köcher sind ihre Begleiter bei der Jagd. (Foto: J. Bahrtdt)

Auch die Gäste werden von den Halbnomaden im engeren Sinne nicht betreut, abgesehen vielleicht von den Mahlzeiten. Sie dürfen einfach folgen, wenn einer von ihnen aus einer uns unergründlichen Interessenlage heraus losläuft, um Früchte zu suchen, Fische zu fangen oder Maden zu finden. Auch das Rohmaterial für den knappen Schurz muss beschafft werden, ebenso Baumaterial für das Stelzenhaus. Gerne zeigen die Einheimischen den Gästen ihr Können, und man darf alles selbst ausprobieren, vielleicht abgesehen von der Pfeilgift-Produktion. Metallwaren waren eigentlich unbekannt, heute aber ist das Buschmesser unverzichtbar. Auch trägt nur noch die alte, nicht mehr die junge Generation die traditionelle Kleidung, die Zivilisation lässt sich auch hier nicht aufhalten. Natürlich ist dieser Garten Eden auch ökologisch von allen Seiten bedroht. Aber das muss man bei einem solchen Besuch ausblenden.

In den Tropen wird es früh dunkel. Die langen Abende verbrachten wir häufig gemeinsam. Ein gedolmetschtes »Gespräch« war mühsam. Wir verlegten uns einfach aufs Singen. Die Gastgeberfamilie sang mit Begeisterung ihre Lieder, die Gäste die ihren. Gerade unsere rhythmischen Lieder fanden großen Anklang und mussten von uns immer wieder wiederholt werden, gerne auch sekundiert von unseren Gastgebern.



Abb. 5: Eiweißhaltige Kost ist Mangelware. Auch kleine Tiere wie Maden, Heuschrecken, Fledermäuse oder auch Fische werden geröstet und gegessen. Die gefangenen Fischlein wandern in das als Transportbehälter auf den Rücken geschnallte Bambusrohr. (Foto: A. Vössing)

Ungestört von großen, gefährlichen Tieren konnten wir auch alleine im Urwald lange unterwegs sein, aber am letzten Tag wurde von der Familie noch eine gefährliche Giftschlange massakriert, die sich direkt an unserem nächtlichen Toilettenweg die Hühnerleiter hinab positioniert hatte. Auch ein Paradies hat seine Gefahren.

Um die Einflüsse begrenzt zu halten, wechselten wir zur Halbzeit die Hütten, besuchten auch andere, locker im Wald verteilte Stelzenhäuser, bis man uns in langer Prozession, auf schwankenden Brettern durch den Sumpf, zurück zur Anlegestelle brachte, uns dann auch tatsächlich ein Einbaum aufnahm und zum Hafen transportierte.

Unvergessen bleibt die ausgeglichene und freundliche, in sich selbst ruhende Wesensart unserer Gastgeber, aber auch der permanente, ständige Gestank, an den sich unsere Nasen die ganze Zeit nicht gewöhnen konnten.

DR. ANSGAR VÖSSING, Vorstand
Nationalparkstiftung Unteres Odertal
Park 3, Schloss Criewen, 16303 Schwedt/Oder
Nationalparkstiftung@Unteres-Odertal.info